



Auf der Walze in Ägypten.

Von Artur Heye.

In einem Tage von 45 Grad Hitze sah ich im Hofe des Philantropie Society Homes in der Sharia Dawawine in Kairo und besah meine Schuhe. Mich reizte die Frage, ob sie einen Marsch nach der Stüste ausbieten. Das Oberleder war gut, aber auf ein Klopfen antwortete nicht der kräftige Ton einer ehrlichen Lederjohle, sondern es klang recht verdächtig weich und pappig. Ich stellte sie behutsam neben mich und begann eine längere Denkfahrung.

Dass ich gerade noch 7 Pfaster in der Tasche hatte, wußte ich, ohne erst nachzuzählen. Ferner war gewiß, daß ein längeres Arbeitsuchen nur ein freies Spiel mit meinen Pappjohlen bedeutete. Vor vier Tagen war ich im afrikanischen Paris angekommen und von früh bis abends in jedes Geschäft hineingestürzt, das einen halbwegs europäischen Anstrich hatte. „Maifisch“ — es ist nichts, gibt nichts — sagen die Araber. Ich sagte es auch.

Kairo lebt von der Fremdenindustrie. Das Material zum Bearbeiten war aber jetzt, gegen Ende September, noch nicht da, weils noch zu heiß war. Folglich mußte ich, wie schon in einigen anderen Ländern, wieder mal die Flucht zur Küste und zur rettenden christlichen Seefahrt antreten.

Ich wuschte mir den strömenden Schweiß aus dem Gesicht, und starrte trübselig auf eine Gruppe schlafender Araber und Staben, mit denen sich ein Schwarm Fliegen beschäftigte. Das war ein Sinnbild ganz Kairo um diese Zeit. Die Söhne des Propheten rauchten, tranken Kaffee und schliefen und ließen als gute Moslemein Allah walten. Der schiedte die Fremden, wenn er wollte. Bis dahin waren nur die Fliegen und die infernalische Hitze wach, und das sehr. Also denn, morgen früh los!

Aber vorher war noch eins zu tun, das, was mich hergerrieben hatte. Dort draußen am Rande der Wüste standen die Pyramiden und die Sphinx, die mußte ich erst sehen. Es sind zwei Wegstunden bis dahin, aber wenns auch zwanzig gewesen wären, ich wäre hingelaufen. Die Sehnsucht dahin war achtzehn Jahre alt. Sie entstand im Schulzimmer der dritten Klasse, als der Lehrer zur ägyptischen Geschichte das große bunte Bild der Pyramiden hereinbrachte. Einmal dorthin kom-

men, wo die stummen Zeugen einer großartigen Vergangenheit standen! Wo die träumenden Augen der Sphinx in die gelbe, brennende Wüste starrten, über die weiße Winde hohe Sandkanten trieben. Wo Palmenkronen sich wiegten, und die Wellen des heiligen Nils silbern blühten. Wie wenigen meiner Kameraden, die diese Sehnsucht teilten, wird es vergönnt gewesen sein, sie zu erfüllen? Die grauen Wände der Fabriken hatten längst ihre Fernsehnsucht erstickt, die Sklaventeile des Kapitalismus sie an die Maschinen geschmiedet. Mich hatte die Sehnsucht nicht losgelassen, sie hatte mich begleitet über die Ozeane, durch die Steppen, Prärien und Himmelsgebirge. Jetzt wars am Erfüllen! Ich wollte hin, trotz Pappjohlen und 7 Pfastern.

Zehn Minuten später hatte ich bei einem englisch radebrechenden arabischen Polizisten die Pyramiden-Tramway erfragt, und stiefelte los. „Geradeaus, rechts, dann links über den Platz, rechts, dann links usw.“ Nach ungefähr fünf Minuten hatte ich den Kurs verloren und nach einer halben Stunde hatte ich die Elektrische noch nicht gefunden. Da kam ein Herr mit krummen Beinen und einer ebenförmigen Nase, auf der ein Stemma balancierte. Auf dem Kopfe ein Zylinder. „Spah, ob iach spreche daisch!“ — „Bitte, wo ist die Pyramiden-Tramway?“ — „Wie heißt Pyramiden-Tramway? Wenn Sie nig gehen herunter von de O'leise, werden Se werden totgefahren von ihr. Da kommt se!“ — „O, ich danke schön!“ — Jetzt schlenderte ich meine langen Beine wie ein Reittamel auf den Geleisen dahin. Fahrgeld hatte ich ja nicht. Die Sonne meinte es außerordentlich gut, ich schwitzte wie im Kohlenbunker. Aber trotzdem ging's im Geschwindemarsch durch die vom bunten, lärmenden Leben des Orients erfüllten Straßen und Gäßchen, immer der Elektrischen nach.

Ich wand mich zwischen emsig trippelnden, glöckchenklingelnden Eseln hindurch, die einen würdigen Effendi im roten Tarbusch oder einen belorkhelinten Fremden trugen, wach Kamelen aus, die mit förmlichen Schobern von Alee und Zuckerohr besetzt durch die gefährlich engen Gäßchen schwankten, wie Schiffe bei schwerem Seegang. Sie brauchen den Fahrdamm fast für sich allein und doch hat alles andere auch noch Platz.

Trambahn, Wagen, Autos, Esel, Ochsen, Schafe, Radfahrer und Fußgänger und noch alle die Handwerker die auf der Straße arbeiten, Schuster, Schneider, Schmiede usw., dazu neunzig Prozent der übrigen Einwohner, die beim Nichtstun an den unzähligen Tischen der Cafés auf dem Damam sitzen. Wo es noch einen zollbreiten Schatten gibt, liegt ein Schlafender oder hocht ein Dienstmann in beschaulicher Ruhe. Bunt, seltsam fremd ist dieses Straßenleben. In fünf Minuten kann man zehn Sprachen sprechen hören und zwanzig Nationalitäten in ihren eigenartigen Trachten sehen. Araber, Berber, Arabier, Sudaneger, Kopten, Türken, Hindus, Perser, Griechen, Italiener und Spanier, Deutsche, Engländer und Franzosen. Die halbe Welt gibt sich hier ein Stelldichein. Ich wand mich durch, wehrte die Schwärme von Frucht-, Zigaretten-, Ansichtskarten- und Zeitungshändlern, Eselungen, Droschkentuschern und Fremdenführern ab, die alle von meinen sieben Pfastern wußten, und erreichte schließlich die große Kasr-el-Nil-Brücke. Unten gurgelte der Strom; nicht silbern zwar zog er dahin, sondern schmutzig-gelb, aber es war doch der alte, heilige Nil mit seinen Segelbooten, den hochragenden Palmen, freundlichen Willen und weißschimmernden Moscheen an seinen Ufern.

Aber weiter rannte ich, ich hatte achtzehn Jahre gewartet, jetzt wurden mir zwei Stunden zu lang.

Auf der Brücke hatte ich Todesangst um meine Pappjohlen. Die flammende Sonne hatte den Asphalt in einen klebrigen Teig verwandelt. Am Brückenkopfe überzeugte ich mich vom Vorhandensein meiner Schmerzensfinder und marschierte in die Vorstadt Gekirch hinein. Hier ist's ganz arabisch. Ruinenhafte Häuser, dazwischen einmal ein Schutthausen, Breiterhüten, Höhlen und Löcher, in, auf und vor dem kalnackte Kinder und schmutzige Weiber in friedlicher Eintracht mit Hunden, Katzen, Hühnern, Eseln und Schafen wimmeln. Es ist schmutzig und stinkt schauerhaft in diesen Vierteln. Dann ging's wieder über eine Brücke, die mich belehrte, daß Gekirch eine Insel ist und ich stand vor der großen Pyramidenstraße.

Hier hatte ich noch einen harten Strauß mit einigen Droschkentuschern und Eseljun-

gen auszufächeln, denen es ein Greuel war, daß ein gut gelleideter „Essendi“ den weiten Weg zu Fuß machen wollte. Einer begleitete mich wohl eine Viertelstunde weit und sang eine wahre Hymne auf sein Prautier. Es war ein Versuch am ungeeigneten Objekt. Vor mir leuchtete das tiefe satte Grün der Felder. Das Wasser der unzähligen Kanäle blühte im Sonnenschein, Mais- und Zuckerrohrfelder rauschten im Winde, aus anderen mit Wasser bedeckten Flächen sah der Reis

mit grünen Spitzchen hervor. Vereinzelt Palmen in der weiten, lachenden Ebene, aus Rilschlamm geklischte, braune Fellschenderer und hohe, hölzerne Schöpfräder, Modell 4000 v. Chr., gaben der Landschaft ihr typisch ägyptisches Gepräge. In den Kanälen standen die Röhre und Büffel, unbeweglich wie Klöße, und freuten sich über ihre neue Schlammfruchte, die sie vor den Fliegen schützte. Enten und Gänse, behütet von nackten Fellschindern, machten Tauchübungen. Kamele und Esel,

auch einmal Kamel und Fellschindin, zogen den urzeitlichen hölzernen Pflug über dem schwarzen, uner schöplich reichen Boden. Sie rührten ihn gerade ein wenig, das Wasser des heiligen Stromes und Allahs Sonne werden das weitere besorgen. Ueber dem ganzen freundlichen Bilde lachte ein prächtiger, tiefblauer Himmel, und ich, ich lachte mit und schritt mutig aus, dem Ziele meiner Sehnsucht zu.

(Fortsetzung folgt.)

Beug dich nicht!

Von Genet Ostravik^{*)}.

Beuge dich zur Erde nicht,
Folg mir, Bruder mein,
Denn das Herz von deinem Herrn
Ist aus hartem Stein!

Mähet deine Rechte nicht,
Hörst nicht dein Flehn;
Beuge dich nicht sklavenhaft,
Bruder, laß das gehn!

Beug dich nicht, nach vorwärts schreit!
Deine eigene Bahn,
Und wo Bruderhand dir winkt,
Dort schließ dich an!

Oh beim Herrn sakralhaft
Du dich schmichelst ein,
Lieber stirb — dein Name wird
Dann gesegnet sein!

Uebersetzt von J. Reismann.

^{*)} E. O., geboren 1869 in Friedel, gestorben 1912 in Cleveland in Amerika. Gelehrter Schmied, zuletzt Redakteur der „America Weekly“ in Cleveland.

Künf Zabeln.

Von Robert Louis Stevenson.

Der Teufel und der Schankwirt.

Einstmals hielt sich der Teufel in einer Schenke auf, wo ihn keiner kannte; denn dort verkehrten nur Leute, deren Erziehung vernachlässigt worden war. Er führte Böses im Schilde und hatte eine Zeitlang jeden bei den Ohren. Aber schließlich beobachtete der Wirt den Teufel verstockt und ertappte ihn auf frischer Tat.

Und der Wirt holte ein Tauerde.

„Nun werde ich dich dreschen!“ rief der Wirt.

„Du hast keinen Grund, über mich aufgebracht zu sein,“ entgegnete der Teufel, „es liegt in meiner Natur, Böses zu tun.“

„Stimmt das?“ fragte der Wirt.

„Tatsache, ich versichere es dir,“ erwiderte der Teufel.

„Du kannst es wirklich nicht lassen, Böses zu tun?“ fragte der Wirt nun.

„Nicht im mindesten,“ antwortete der Teufel. „Es würde eine unnötige Grausamkeit sein, ein Wesen wie mich zu verdreschen.“

„Das würde es,“ sagte der Wirt.

Und er machte eine Schlinge und knüpfte den Teufel auf.

„So,“ jagte der Wirt.

Die Kaulquappe und der Frosch.

„Schäm' dich,“ sagte der Frosch. „Damals, als ich eine Kaulquappe war, hatte ich keinen Schwanz.“

„Das dachte ich mir!“ rief die Kaulquappe. „Du bist auch nie eine Kaulquappe gewesen.“

Der Bürger und der Reisende.

„Sehen Sie sich um,“ sagte der Bürger. „Das ist der größte Marktplatz der Welt.“

„O, keineswegs,“ versicherte der Reisende.

„Nun, vielleicht nicht der größte,“ sagte der Bürger, „aber bei weitem der beste.“

„Da haben Sie sicher Unrecht,“ entgegnete der Reisende. „Ich kann Ihnen sagen . . .“

Und des Abends, in der Dämmerung, trugen sie den Fremden zu Grabe. — —

Die vier Reformen.

Vier Reformen begegneten einander unter einem Dornbusch. Alle waren einig, daß die Welt geändert werden müsse.

„Wir müssen das Eigentum abschaffen,“ sagte einer.

„Wir müssen die Ehe abschaffen,“ sagte der zweite.

„Wir müssen Gott abschaffen,“ sagte der dritte.

„Ich wünschte, wir könnten die Arbeit abschaffen,“ sagte der vierte.

„Wir wollen doch nicht über die Praktische Politik hinausgehen,“ sagte der erste.

Zuerst müssen die Menschen auf ein gemeinsames Niveau gebracht werden.

„Zuerst,“ sagte der zweite, „muß den Geschlechtern die Freiheit gegeben werden.“

„Zuerst,“ sagte der dritte, „müssen wir herausfinden, wie es zu machen ist.“

„Zuerst,“ sagte der erste, „muß die Bibel abgeschafft werden.“

„Zuerst,“ sagte der zweite, „müssen die Gesetze abgeschafft werden.“

„Zuerst,“ sagte der dritte, „muß die ganze Menschheit abgeschafft werden.“

Buße.

Ein Mann traf einen weinenden Knaben.

„Warum weinst du?“ fragte er ihn.

„Ich weine über meine Sünden,“ sagte der Knabe.

„Du scheinst wenig zu tun zu haben,“ entgegnete der Mann.

Am folgenden Tage begegneten sie einander wieder. Und wieder weinte der Knabe.

„Warum weinst du jetzt?“ fragte der Mann.

„Ich weine, weil ich nichts zu essen habe,“ sagte der Knabe.

„Ich dachte mir, daß es dahin kommen würde,“ erwiderte der Mann.

Die Tänzerin.

Von H. W. Zimmer.

Beifallsbrüllen, Jubelstößen verständnisloser Massen.

Nochmals erhebt sich der Vorhang, noch zweimal, dreimal . . .

Ein Impresario schmunzelt geldgessättigt und erkennt sein Talent zum Kaufmann.

Ein Direktor schreibt eifrig an seinem Prologationsvertrag und seufzt, daß ihm dieser unerwartete Erfolg einige blaue Lappen mehr kostet.

Die Bühne ist ein lebender Blumengarten. Und drinnen steht, umduftet und strahlend wie eine leibhaftige Blütensee — die Tänzerin. Sie lacht und dankt, sie dankt und lacht . . . Keiner hat es bemerkt, wie sie schmerzgerfüllt eine Sekundenpanne lang an die Brust gegriffen . . . Und wenn es einer gesehen, dann hat er verächtlich die Schultern gezuckt und von Künstlerinnenpose gesprochen . . .

Warum ich tanze, warum ich lache?

Weil ich muß . . . Wenn ich es heute nicht tue, dann schwennt morgen der kalte Fuß eine Leiche an sein Ufer . . .

Wenn ich heute nicht Selt trinke und Männerstimme verirrte, dann denke ich . . .

Denke ich nicht? Ist mein ganzer Wirbel der Tanz nicht ein einziger Schrei nach ihm, dem Treulosen, dem nie zu vergessenden Geliebten?

Lebe ich noch oder rase ich nur?

Im Weinsalon wird der Künstlertisch gedeckt . . .

Man trinkt, brüllt, jöhst, lacht.

Und Wünsche werden wach, aber nur bei den anderen . . .

Und am nächsten Abend wieder . . .

Vielleicht wieder ein Stich, der so schmerzt wie der Giftspieß eines Indianers — — Wenn er nur tötete!

Aber er brennt nur, brennt . . .

Als die Not starb.

Von Hans Winterl.

Sie war schon recht alt und gebrechlich, die liebe Not, und seit die Menschen immer freier und glücklicher wurden, begann sie auch griesgrämig zu werden. „Das waren noch Zeiten,“ dachte sie, wenn sie über schöne Plätze und durch grüne Gärten humpelte, „als hier noch die grauen, banfälligen Häuser standen, in deren Eden alte Weiblein bettelnd lauerten.“ Wenn sie über Brücken wankte, schmerzte sie die Leere bei den Pfeilern, denn hier lagen und standen einst junge, verträppte Menschen, die die Stümpfe ihrer Arme bittend nach den Vorübergehenden ausstreckten. Selbst die Breite der Straßen tat dem grauen Weibe weh. Sie dachte an die engen, dumpfen Gassen, durch die Menschen mit blassem Angesicht gingen und sehnsüchtig auf zum Himmel sahen, der wie ein schmales, blaues Band über der Enge hing.

Ja, damals war die Not Herrscherin. Überall sah man ihre Wahrzeichen. Rechte sich wo ein Brachbau in die blauen Lüfte und schallte frohes Lachen aus ihm, so stand gleich daneben ein graues Haus, in dessen Gängen modrige Luft lag und aus dem man nur Seufzer und verhaltenes Murren vernahm. Die Not war eine Riesin, deren Odem schwer auf den Städten lastete, der Ebenen und Täler füllte und selbst bis auf die Berge stieg.

Sie war nicht bössartig, die liebe Not. Sie kam zu jedem, ohne Wahl, ja, sie liebte die Menschen ehlich, auf ihre Art. Daß diese die

Liebe peinigend empfanden, war nicht ihre Schuld.

Sie herrschte neben Kaisern und Königen, mächtiger und ausdauernder als diese. Als längst die goldenen Throne unter den Sturmwoogen der Zeit begraben lagen, stand ihr grauer noch aufrecht und sie saß darauf, unbengsam und unerbittlich . . .

Da kam ein lauer Hauch über die Berge, strich über Städte und Feiden und sang leise von Dingen, die noch in blauen Fernen lagen. Die Not hörte den Gesang mit anderen Gefühlen als die Menschen. Hoffnungsvoll hoben diese ihr Angesicht, ihre Augen blitzten und ihre Hände regten sich freier als vor dem bei ihren Werken. Es lag in der Luft, als müsse nun ewiger Frühling kommen. Für die Not aber war der Gesang giftiger Hauch, der ihre Lungen beklemmte.

Die Menschen begannen Häuser zu bauen, licht und hoch für alle gleich, und ein grauer Riese verschwand nach dem andern in dem Licht. So oft ein grünes Bäumchen hoch von einem Siebel grüßte, war es der Not, als schwinde ein Stück von ihrem Leib. Sie schrumpfte zusammen, immer mehr und mehr, je größer die lichten Däsen in den weiten Häuserwäulen wurden.

So war die Not ein altes, schwaches Weiblein geworden, das sich kaum noch auf den Beinen halten konnte, und doch trieb sie die Sehnsucht nach den Menschen immer wieder nach. Stätten, wo sie einst geherrscht. Jeder Gang war ein Kreuzweg für sie. Fremd war sie den Menschen geworden. Alle sahen das verhäufelte Weiblein erstanen an, nur die Allerätesten konnten sich erinnern, daß es einmal viele solcher Mütterchen gegeben habe.

So kam es, daß die Welt die Not nimmer freute und sie sich zum Sterben hinlegte.

Es war ein schöner Tag. Schwalben sangen in den blauen Lüften und durch die breiten Straßen wogten frohe Menschen. Sie feierten den fünfzigsten Jahrestag der Erfüllung aller Dinge, die einst in blauen Fernen lagen.

In ihrer kleinen Stube, auf hartem Lager, lag die Not. Sonnenfäden rieselten durch das Fenster und spielten mit den Ringeln der Alten. Draußen schritt ein Arbeiter, einer von denen, die die Not einst am meisten geliebt hatte, mit Weib und Kindern zum Feste der Erfüllung.

Als sie hell aufjubelten, schloß die Not für immer die Augen.

In den Lüften lag ewiger Frühling.

die beiden Parteien, den weisen Vater als Richter anzurufen.

Der Vater entschied zugunsten desjenigen, der ihm ein Bündel buntbemalter Scheine in die Hand gedrückt hatte.

Auf dem Heimweg meinte der Geschlagene: „Der Vater ist ein Schwindler! Ich habe es deutlich gesehen, wie du ihm Geld zugesteckt hast. Darum entschied er zu deinen Gunsten!“

„Du irrst!“ sagte der andere. „Der Vater ist ein weiser und gerechter Mann. Er urteilt ohne Ansehen der Persönlichkeit . . . Das waren keine Banknoten — das war ein Bündel Seligenbilder!“

Das brachte den Zweifler zum Schweigen, denn er erkannte, daß der Vater ein wahrhaft gerechter und unbestechlicher Mann sei.

Und es hätte nicht viel gefehlt, daß der Vater heiliggesprochen worden wäre.

Denn keiner wußte, daß der weise Gottesdiener ein bißchen schwach auf den Knien war.

Der Kläger als Richter.

In der Provinz Salamanca lebte ein armer Handwerker. Sein Nachbar war ein reicher Gutsbesitzer, der im Zeitalter des Faustrechts zu leben glaubte. Darum ohrfeigte er eines Tages den ahnungslosen Handwerker, als dieser für geforderte Arbeit den ausbedungenen Lohn verlangte. Der Handwerker verklagte den Gutsbesitzer. Der Richter war aber ein Freund des Reichen und verurteilte den Angeklagten zur ratenweisen Zahlung einer Summe, die gegenüber dem vereinbarten Preis auf die Hälfte reduziert wurde. Die Forderung der Schuld erstreckte der Richter auf vierundzwanzig Monate. Der Handwerker hörte das Urteil und sagte:

„Wozu diese Umstände? So lange kann ich nicht warten!“ Und gab dem Gutsbesitzer das gleiche Quantum Ohrfeigen zurück. „Ist das nicht einfacher und bequemer . . . Jetzt kann er das Geld behalten — und wir sind uns handels-eins!“

Der Feigling.

Ein Rädchen war auf der Flucht vor einer Hundemeute in die Futen des Guadaluquivir gestürzt und ertrank.

„Wie mutig von dem armen Tierchen!“ sagten die Umstehenden teilnahmsvoll und waren gerührt.

Einige Zeit später stürzte sich eine verhärmte Gestalt auf der Flucht vor dem Hunger in die Futen des Guadaluquivir. Und ertrank.

„Welch ein Feigling!“ sagten die Umstehenden, und schritten der Unfallstelle der Räden.

Gebanten-Splitter.

Rare Aurel:

Ich habe in meinem langen Leben unter wechselvollen Schicksalen die ganze Nichtigkeit des Irdischen und die Nichtswürdigkeit der Menschen erkannt, aber nie darüber vergessen, in der Menschheit selbst einen göttlichen Funken, ein erhabenes Etwas anzustimmen und zu verehren.

Parochejoncauld:

Es ist schwer zu sagen, was Liebe ist. Nur dies weiß man von ihr: in der Seele ist sie Leidenschaft zu herrschen, im Verstande Sympathie, im Körper ein verflechter, geheimnisvoller Drang, zu besitzen, was man liebt.

Karl Guplow:

Der gebildetste Mensch ist derjenige, der in der Schule des Lebens die meiste Gelegenheit gefunden hat, sich selbst zu überwinden.

Lelebuchstücke.

Aus dem Spanischen des Gomez Vasco y Cordoba.

Die Rechnung ohne Gott.

Jacinto Baladola war ein eifriger Diener Gottes. In jeder Tagesstunde gedachte er seines Wohlwärters und schickte tiefempfundene Dankgebete zum Himmel. Denn sein Andenken trug reiche Früchte. Und um die Erntezeit tat er viele klingende Pefetas in seinen umfanglichen Beutel.

Pedro Estafenada, Jacinto Baladolas Nachbar, war ein Unchrist. Er lebte in den Tag hinein, ohne Gott für seine Wohlthaten zu danken. Trotzdem trug auch sein nach vielen Joch zählendes Besitztum reiche Früchte. Und um die Erntezeit, wenn die Handelskente ins Land kamen, tat er viele klingende Pefetas in seine Truhe.

Eines Tages bekommt Pedro Estafenada den Besuch seines frommen Nachbarn. Jacinto Baladola. Als sie sich zu Tische setzten, fragt der Gast Pedro Estafenada, den Unheiligen, ob er die Ursache wisse, warum die Felder mit jedem Jahre reichere Früchte trügen. Pedro Estafenada denkt eine Weile nach, weiß aber keine Antwort auf die sonderbare Frage seines Nachbarn.

„Ich werde es dir sagen.“ beginnt der eifrige Diener Gottes, Jacinto Baladola. „Ich bete unermüdetlich zu Gott, daß er meine mühevollen Arbeit lohne. Und Gott erhört meine Gebete. Und weil ich zu jeder Tagesstunde für seine Wohlthaten danke, erweist sich Gott, der Allbarmherzige auch seinerseits zu jeder Tagesstunde dankbar. Und darum tragen die Felder mit jedem Jahre reichere Früchte.“

Pedro Estafenada, der Heide, kratzt sich das spärliche Haar. Dann fragt er:

„Sag mir, Jacinto Baladola, wie kommt es, daß auch meine Felder mit jedem Jahre reichere Früchte tragen — und ich bete nie . . .!“

Aber Jacinto Baladola, der fromme Diener Gottes, wird nicht verlegen und antwortet ohne zu zaudern:

„Pedro Estafenada, deine Felder tragen deshalb reiche Früchte, weil ich dich in meine Gebete einschleife. Denn es genügt, wenn einer Gott gefällig ist . . .“

Das verstand Pedro Estafenada.

Das nächste Jahr brachte eine arge Mißernte.

Diesmal kam Pedro Estafenada zu Jacinto Baladola und fragte:

„Warum, glaubst du, Jacinto Baladola, Diener Gottes, wurde uns heuer eine solche Mißernte beschieden? Hast du nicht gebetet?“

„Das werde ich dir gleich sagen!“ gab dieser während zur Antwort. „Gott hat uns heuer eine solche Mißernte beschert, weil du nicht betest, weil du ein Heide bist . . .“

„Aber.“ meinte Pedro Estafenada, „sagtest du nicht, daß es genügt, wenn einer Gott gefällig ist?“

„Ja, das sagte ich, Pedro Estafenada. Aber ich vergaß dir zu sagen, daß sich der Allbarmherzige für deine Gottlosigkeit eines Tages an mir rächen wird — denn es genügt, wenn einer seiner Wohlthaten vergißt! Und wie konnte gerade ich dazu, für deine Schuld zu büßen . . .?“

Der unsterbliche Dichter.

In Barcelona lebte ein großer Dichter. Was er schrieb, war Erlebnis. Und er erlebte viel, denn er war immer hungrig und durstig.

Als er eines Tages wieder seine letzten Erlebnisse in poetischer Gewandung zum besten gab, meinte einer aus der heiteren Tischrunde:

„Du mußt endlich etwas Außerordentliches schaffen, damit dein Name unsterblich wird!“

Der Dichter, gewohnt, seine Schöpfungen zu erleben, beschloß, das Außerordentliche zu schaffen, das ihn unsterblich machen sollte. Und ging hin und starb.

„Oh, wie schlau!“ sagten die Wissenden.

Der Unbestechliche.

Am Tajo lebte ein Vater, der alten Recht sprach, die ihn als Richter anriefen. Denn er war weise und gerecht wie keiner. Und außer dem wurde er immer älter und älter. Was bekanntlich weiser und weiser macht.

Eines Tages entbrannte zwischen zwei Bauern ein heftiger Streit darüber, wer die umgelegte Umfriedung, die zwischen die beiden Besitztümer einen deutlichen Trennungstrieb zog, wieder in stand zu setzen hätte. Als die Streitfrage trotz unermüdetlicher Beweisführung beiderseits keine Entscheidung erfuhr, beschloßen

Die kleine Feldmaus.

Inmitten der verregneten Felder lernte der junge Mensch sie kennen, die kleine Feldmaus. Grau verhangen war der Himmel, die Luft schwerer Wasserdunst, der als Wands von feuchten Schleimern stand. Die Fußwege waren aufgeweicht vom Regen. In breiten Wagenspuren rann schmutziges Wasser so flink und behende, als ob es sich um tausendmal verkleinerte Flußläufe handle mit ihrem Wegziel nach dem Meere. Sie trug ein Weizenähre in der Schnauze, die kleine Feldmaus. Auf dem Felde jenseits der Wagenspur erwarteten sie ihre Kinder. Aber wie sollte sie zu ihnen gelangen, kängiglich rannte sie hin und her, um eine schmale Stelle zur Ueberquerung ausfindig zu machen. Doch die Wagenräder waren von runder Gleichheit gewesen, hatten das Erdreich tief eingedrückt und in der Spur rann das Wasser. Die Maus sah keinen Ausweg, aber sie hatte ein Ziel, darum sprang sie in das Wasser, um es zu durchschwimmen. Mit bebenden Flanken erreichte sie einen Erdklumpen, eine Lehminsel, ein Eiland der Errettung für die kleine Mausmutter. Obwohl Angst die Augen weitete, stand ihr Blick unverwandt nach dem Felde, jenseits der zweiten Radspur.

Als das Zittern kaum aus dem Körper war, stürzte sie sich in die zweite Wasserrinne. Ein Erdklumpen, auf dem sie landen wollte, trieb ab, sie geriet in einen Strudel, gab aber die Weizenähre nicht preis. Ein Raubtier, das in Lebensgefahr gerät, wirft die Beute von sich, die kleine Feldmaus jedoch setzte sich mit ihrem Leben für die paar Körner der Weizenähre ein.

Da kam in den jungen Menschen das Verstehen. Er sah den Kampf und fühlte die Verdrossung, die auch sein Leben stündlich unsaluerie. Ihm kamen die Gedanken an die Stadt, diesen Behälter der schalen Lust für goldbettelstraffe Menschen, dieses zermalmende Ungeheuer für die gehehten Menschen, die sich um ihr Stückchen täglich Brot sorgen. Er selbst solche unsichere Existenz, fühlte etwas Wesensverwandtes mit dem kämpfenden Tier. Behutsam ersah er die Maus und setzte sie auf das Feldstück, das Ziel ihrer Sehnsucht. Huih, war die Feldmaus verschwunden.

Glück in den Augen, die Weizenähre in der Schnauze, kam sie zu ihren Kindern. Die, stets auf dem Ausgud, ganz langgezogen von Hunger und Erwartung, waren überglücklich. Vierzig fielen sie über die Weizenähre her, hell horchten sie auf die Erzählung der Mutter.

Und da beging die kleine Feldmaus den größten Fehler ihres Lebens, denn sie schloß ihren Fahrtenbericht mit den Worten: „Alle Menschen sind gut.“ Er na Büsing.

Merlei.

Nahrungsaufnahme durch Blätter. Seit langem ist es bekannt, daß die Wasserpflanzen mit Hilfe ihrer Blattoberfläche Nahrungsstoffe aus dem Wasser aufnehmen. Neuerdings ist es nun gelungen, auch bei den Blättern der Landpflanzen diese Fähigkeit nachzuweisen. Werden die Nährsalze in dünnen Lösungen auf die Blattoberfläche gesprüht oder gepinselt, so werden sie allmählich aufgesaugt und von der Pflanze genau so verwertet, als wenn sie von der Wurzel aufgenommen wären. Daß in diesem Falle die Blätter das Geschäft der Wurzeln übernehmen, zeigt ein Versuch ganz eindeutig. Kultiviert man zwei Kürbispflanzen in stickstoffreichem Boden und bestreicht man die Blätter der einen Pflanze regelmäßig mit der Lösung eines geeigneten Stickstoffsalzes, so wächst die

so behandelte Pflanze kräftig heran, während die andere natürlich vollständig verkümmert. In der freien Natur hat allerdings diese Fähigkeit der Blätter, gelöste Stoffe aufzunehmen, nur geringe Bedeutung — etwa Aufnahme der im Regenwasser gelösten Stoffe. Aber im Pflanzenbau könnte sie doch noch Bedeutung erhalten, so vielleicht bei der Behandlung erkrankter Pflanzen.

Der gewaltigste Brückenbau der Welt. Der stark anwachsende Verkehr von der Manhattan-Insel über den Hudson hat die Pläne über den gewaltigsten Brückenbau der Welt reifen lassen, der wahrhaft gigantische Ausmaße vor sich. Schon bisher hat New York ungeheure Brücken, besonders die Hängebrücke über den East River, die sogenannte Brooklynbrücke, die die größte Hängebrücke der Welt ist, eine Länge von 1850 Meter hat und eine Höhe von 41 Meter über dem Wasserpiegel. Ähnlich wie diese Brooklynbrücke soll auch die neue Fortlicebrücke werden. Nach Mitteilungen der New Yorker Hafenbehörde werden die großen Pfeiler eine Höhe von ungefähr 240 Meter aufweisen, sie werden also die größten Steinbauten der Welt darstellen, die bisher die Brückenpfeiler der sogenannten Washingtonbrücke über den Hudson waren und eine Höhe von 73 Meter haben. Wenn man im Vergleich dazu die Riesenvulkantrichter New Yorks nennt, wie z. B. das Woerworthgebäude mit einer Höhe von 250 Meter oder den Metropolitanvulkantrichter mit einer Höhe von 230 Meter, so sieht man, daß die Brückenpfeiler der neuen Brücke ungefähr in gleicher Höhe mit diesen beiden gewaltigen Gebäuden sein dürften. Die Spannweite zwischen den beiden Hauptpfeilern wird allein 1200 Meter betragen, also bereits größer sein, als ein großer Teil der größten Brücken der Welt. Die Höhe der Brücke ist gleichfalls den andern Maßnahmen entsprechend. Man hat darauf Wert gelegt, schon in den Plänen eine solche Höhe festzustellen, daß sie geeignet sind, die größten Schiffe der Welt passieren zu lassen. Bisher hatte die Manhattanbrücke von allen amerikanischen Brücken die größte Breite mit 122 Fuß. Die neue Brücke wird doppelt so breit sein. Wenn man dazu den Verkehrsraum der elektrischen Züge rechnet, so wird sie eine Breite von 282 Fuß haben. Die Baukosten dieses ungeheuerlichen Ingenieurwerkes sind auf 50 Millionen Dollar berechnet.

Weiteres.

Lieber Simplificissimus.

Im Hauptpostamt Frankfurt am Main steht eine kleine Dame an einem Schalter mit einer Zahikarte. Es hängt das Schild „Geschlossen“ daran, aber die Mittagspause war um, und es mußte bald geöffnet werden. Tatsächlich dauerte es auch nicht lange, es erscheint der Beamte, legt Federhalter, Stempel und sonstiges Handwerkszeug in die anscheinend von der Dienstordnung vorgeschriebene Lage, öffnet seinen Schalter, erkundigt sich nach dem Begehren der Dame und nimmt Zahikarte und Geld an sich. Doch funktioniert der Apparat noch nicht. Er sagt: „Entschuldigen Sie einen Augenblick, ich muß noch etwas holen,“ schließt seinen Schalter wieder und entfernt sich. Die Dame bewacht von außen ihren fünfmarktschein. Endlich erscheint der Beamte wieder und bringt unter dem Arm — sein Sitzkissen. Worauf die amtliche Funktion begann.

In einer höheren Töchterschule hielt der Herr Oberlehrer die Visitation. Es wird Verfassungsgeschichte geprüft.

„Wieviel Konfuln hatte die römische Republik?“ examinierte die Magistroue.

Ein reizender Badfisch, der die Frage beantwortet soll, ist so verwirrt, daß ihm selbst das nicht einfallen will. Das hübsche Mädchen wird röter und röter. Schon zuckt es weinerlich um den Mund. Der alte Geheimrat, der selbst Töchter hat, bekommt Mitleidsregungen und greift freundlich lächelnd ein.

„Wenn ich Sie, liebes Kind, einmal väterlich in jede Ihrer runden Baden knieen würde, dann wäre Ihnen die Zahl fühlbar geworden! Also wieviel Konfuln hatte die akromische Verfassung?“

„Hier!“ antwortete strahlend die freudig Erlöste.

Ich war durch einen Freund bei einer distinguierten Soiree des Berliner Westens eingeführt. Es hatte an Herren gemangelt für die zahlreichen, meist älteren Jahrgänge literarischer Damen. Die Dame des Hauses dankte mir aufs liebenswürdigste für mein Einspringen.

„Haben Sie einen besonderen Wunsch bei Tisch?“ fragte sie mich mit gewinnendstem Charme.

Ich war sehr gerührt und machte als Gourmand keine Mördergrube aus meinem Magen.

„Aber, gnädige Frau, wenn ich so frei sein darf, bitte nur junges Gemüse! Meine Leibspeise ist Kalbsfleisch mit Gänsebrust!“

Ich werde nie den empörrten Blick dieser Dame vergessen und ihr brüskes Abdrehen. Ich erhielt zwei fünfundsiebzigjährige pensionierte Geheimratswinnen als Tischnachbarinnen.

Rätsel-Gate.

Silberrätsel.

Aus den Silben: an — big — brud — din — dus — el — er — fal — ga — gall — ge — gel — ho — ho — in — inns — le — ler — ler — lie — me — mö — na — nach — o — o — o — o — pard — reiz — sand — se — se — stein — tel — thie — ti — tri bilde man 16 Wörter folgender Bedeutung: 1. Uebernachtungsstätte; 2. Altgermanische Gottheit; 3. Heilmethode; 4. Teil eines Hauses; 5. Pilzart; 6. Gesteinsart; 7. Fluß in Indien; 8. Teil des Kopfes; 9. Singvogel; 10. Chemiker; 11. Stadt in Tirol; 12. Weiblicher Vorname; 13. Stabenartiges Raubtier; 14. Schlaginstrument; 15. Bekannte Uhrenmarke; 16. Raubvogel. — Die Anfangs- und dritten Buchstaben dieser Wörter, nacheinander von oben nach unten gelesen, nennen uns ein beachtenswertes Rital. (H gibt dabei als ein Buchstabe.)

Abstrichrätsel.

Weide, Sage, Geist, Derby, Grund, Wohlson, Gelehrter, Dürrer, Saal, Luke, Dinar, Gage, Fos, Baum, Asbest, Egon, Kechle, Kurt. — In jedem dieser Wörter sind zwei aufeinanderfolgend Buchstaben zu streichen. Die Wortreste ergeben, in derselben Reihenfolge gelesen, ein Sprichwort.

Auflösungen der Rätsel aus der vorigen Nummer:

Differtenzrätsel: Klavierbauer.

Der fehlende Vokal: o. Krocfol, Leonie, Biomalz, Leopard, Theodor, Niobe, Geolog, Zionist, Viola, Pioneer.